

GUY
GAVRIEL
KAY



IM
SCHATTEN
DES

HIMMELS

ROMAN

»Game of Thrones
in China.«
Salon.com

 | TOR



Guy Gavriel Kay

Im Schatten des Himmels

Aus dem Englischen

von Ulrike Brauns und Birgit Maria Pfaffinger

❀ | E-BOOKS

Über dieses Buch

»Zweihundertfünfzig sardianische Pferde, Geschöpfe von unvergleichlicher Schönheit und Seltenheit!« Als der Kriegermönch und Gelehrte Shen Tai für seine Heldentaten von der Jadeprinzessin des Nachbarreiches belohnt wird, macht ihn das überaus großzügige und gefährliche Geschenk auf einen Schlag zu einem der mächtigsten Männer im Reich der Mitte.

Die Herrschenden von Kitai wollen jedoch keinen neuen Konkurrenten neben sich dulden und senden Mörder aus, um Shen Tai aus dem Weg zu räumen. Nach einem ersten Attentatsversuch beschließt Shen Tai, in die Hauptstadt zu reisen, um die Pferde dem Kaiser zum Geschenk zu machen. Begleitet wird er von der jungen Kriegerin Wen Song, die geschworen hat, ihn mit ihrem Leben zu beschützen, und dem berühmten Dichter und Trunkenbold Sima Zian, der seinem jungen Freund mit Rat und Tat zur Seite steht.

»Mit seiner unvergleichlichen Charakterentwicklung und der großartigen Handlung wird Kays neustes Werk Liebhaber von historischen Romanen ebenso begeistern wie Fantasy-Fans und Leser, die sonst eigentlich nie zu Fantasy greifen.«

Bookmarks Magazine

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Guy Gavriel Kay ist der erfolgreichste Fantasy-Autor Kanadas. Er wurde in über 25 Sprachen übersetzt und hat drei Mal den World Fantasy Award verliehen bekommen. Zusammen mit Christopher Tolkien hat er das ›Silmarillion‹ herausgegeben. ›Im Schatten des Himmels‹ wurde mit dem Sunburst Award als »Bester Roman des Jahres« sowie mit dem Prix Elbakin als »Bester Fantasy-Roman des Jahres« ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel ›Under Heaven‹ im Verlag Roc Books, an imprint of Penguin Random House, New York.

© 2010 Guy Gavriel Kay

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung: Nele Schütz Design, München

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-403712-7

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Widmung

Die wichtigsten Personen

Motto

Erster Teil

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Zweiter Teil

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Dritter Teil

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Vierter Teil

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Epilog

Danksagung

Anmerkung des Autors

*für Sybil,
in Liebe*

Die wichtigsten Personen

Die kaiserliche Familie und die Mandarine des Ta-Ming-Palasts

*Taizu, der Sohn des Himmels, Kaiser von Kitai
Shinzu, sein drittgeborener Sohn und Erbe
Xue, seine einunddreißigste Tochter*

Wen Jian, die edle Konkubine, auch die geliebte Gefährtin genannt

Chin Hai, früherer erster Minister, inzwischen verstorben

Wen Zhou, erster Minister von Kitai, Wen Jians Cousin

Familie Shen

General Shen Gao, verstorben, früherer linker Kommandant des befriedeten Westens

Shen Liu, sein ältester Sohn, oberster Berater des ersten Ministers

Shen Tai, sein zweitgeborener Sohn

Shen Chao, sein drittgeborener Sohn

Shen Li-Mei, seine Tochter

Die Armee

**An Li (»Roshan«), Militärgouverneur des Siebten,
Achten und Neunten Distrikts**
An Rong, sein ältester Sohn
An Tsao, ein jüngerer Sohn

**Xu Bihai, Militärgouverneur des Zweiten und Dritten
Distrikts, in Chenyao**
Xu Liang, seine älteste Tochter

Lin Fong, Kommandant der Festung Eisentor
Wujen Ning, in Eisentor stationierter Soldat
**Tazek Karad, an der Langen Mauer stationierter
Offizier**

Kanlin-Krieger

Wan-si

Wei Song

Lu Chen

Ssu Tan

Zhong Ma

Künstler

Sima Zian, ein Dichter, der »Verbannte Unsterbliche«
Chan Du, ein Dichter

In Xi'an, der Hauptstadt

Frühlingsregen, eine Kurtisane im Norddistrikt, später Lin Chang genannt

Chou Yan und Xin Lun, Studenten und Freunde von Shen Tai

Feng, eine Wache im Dienste Wen Zhous

Hwan, ein Diener Wen Zhous

Pei Qin, ein Bettler

Ye Lao, ein Verwalter

Jenseits von Kitais Grenzen

Im Westen

Sangrama der Löwe, König des tagurischen Reiches

Cheng-wan, die Weiße Jadeprinzessin, eine seiner Frauen, die siebzehnte Tochter von Kaiser Taizu

Bytsan sri Nespo, ein Offizier der tagurischen Armee

Nespo sri Mgar, sein Vater, der ranghöchste Offizier

Gnam und Adar, tagurische Soldaten

Im Norden

Dulan, Kaghan des Steppenvolks der Bogü

Hurok, der Mann seiner Schwester, späterer Kaghan

Meshag, Huroks ältester Sohn

Tarduk, Huroks zweitgeborener Sohn

*Nimmt man Bronze als Spiegel,
so kann man das eigene Erscheinungsbild verbessern;
nimmt man die Geschichte als Spiegel,
so kann man Aufstieg und Fall eines Landes begreifen;
nimmt man gute Menschen als Spiegel,
so kann man richtig und falsch unterscheiden.*

Li Shimin, Tang-Kaiser Taizong

Erster Teil

Kapitel 1

Inmitten der unzähligen Geräusche, der jadegoldenen Pracht und dem wirbelnden Staub von Xi'an hatte er oft die ganze Nacht unter Freunden im Norddistrikt verbracht und mit den Kurtisanen Gewürzwein getrunken.

Für gewöhnlich lauschten sie dann der Flöte oder der *Pipa*, trugen Gedichte vor und forderten einander mit spöttischen Bemerkungen und Zitaten heraus. Manchmal zogen sie sich auch mit einer duftenden, zärtlichen Frau auf ein Zimmer zurück, ehe sie nach dem Ertönen der Morgentrommeln, die das Ende der Ausgangssperre verkündeten, auf unsicheren Beinen nach Hause schwankten, wo sie, anstatt zu lernen, den Tag verschliefen.

Doch hier in den Bergen, allein, in der rauen, klaren Luft am Ufer von Kuala Nor, weit im Westen der kaiserlichen Hauptstadt, sogar noch jenseits der Grenzen des Kaiserreiches, lag Tai bereits bei Einbruch der Dunkelheit, beim Leuchten der ersten Sterne in seinem schmalen Bett und war bei Sonnenaufgang wieder wach.

Im Frühling und Sommer wurde er von den Vögeln geweckt. Hier in der Gegend nisteten sie lautstark und zu Tausenden: Fischadler und Kormorane, Wildgänse und Kraniche. Die Gänse ließen ihn an seine Freunde in der Ferne denken. Wildgänse symbolisierten Abwesenheit – in der Dichtung wie auch im Leben. Kraniche hingegen standen für Treue, etwas ganz anderes.

Im Winter war es so eisig, dass ihm die Kälte bisweilen den Atem raubte. Wenn der Nordwind blies, kam er einem Überfall gleich, draußen vor der Hütte und selbst noch durch die Wände hindurch. Nachts schlief Tai unter mehreren Schichten aus Pelz und Schafsfell, und keine Vögel weckten ihn am Morgen von den nunmehr gefrorenen Nistplätzen am anderen Ufer.

Die Geister waren zu jeder Jahreszeit dort draußen, in mondbeschienenen Nächten ebenso wie in lichtlosen. Kamen hervor, kaum dass die Sonne untergegangen war.

Inzwischen kannte Tai ihre Stimmen: die wütenden und die verlorenen und die, aus deren dünnen, langgezogenen Klagelauten nichts als Schmerz sprach.

Sie jagten ihm keine Angst ein – nicht mehr. Anfangs hatte er noch geglaubt, er müsse vor Furcht umkommen, in jenen ersten Nächten, die er allein mit den Toten verbracht hatte.

Im Frühling, Sommer und Herbst blickte er manchmal durch die geöffneten Fensterläden in die Dunkelheit, hinaus trat er jedoch nie. Unter dem Mond und den Sternen gehörte die Welt am See den Geistern. Zumindest war er im Laufe der Zeit zu diesem Verständnis gelangt.

Von Anfang an hatte er einen festen Tagesablauf eingehalten, um nicht von Einsamkeit oder Angst überwältigt zu werden. Oder von der Ungeheuerlichkeit dieses Ortes. Mancher Heilige oder Einsiedler mochte sich bewusst wie ein Blatt im Wind durch den Tag treiben lassen, sich über das Fehlen von Willen und Verlangen definieren, doch entsprach dies nicht Tais Natur. Er war kein Heiliger.

Nach dem Aufstehen sprach er zunächst die Gebete für seinen Vater. Tai befand sich noch in der traditionellen Trauerzeit, und die Aufgabe, die er sich gestellt und die ihn an diesen abgelegenen See geführt hatte, galt allein dem Gedenken an den Verstorbenen.

Nach der Anrufung der Götter, die – wie Tai annahm – in gleicher Weise von seinen Brüdern daheim durchgeführt wurde, ging er hinaus auf die Bergwiese (verschiedene Grüntöne, die mit Wildblumen gespickt waren, oder Eis und Schnee, die bei jedem Schritt knirschten), und sofern es nicht stürmte, machte er dort seine Kanlin-Übungen. Erst ohne, dann mit einem und schließlich mit beiden Schwestern.

Er blickte auf das kalte Wasser des Sees, zu der kleinen Insel in der Mitte und hinauf zu den umliegenden Bergen, die sich schneebedeckt und ehrfurchtgebietend übereinander erhoben. Jenseits der nördlichen Gipfel fiel das Land Hunderte *Li* ab, ging über in die langen Dünen der Todeswüsten, links und rechts flankiert von den Seidenstraßen, denen der Hof, das Kaiserreich und die Einwohner Kitais ihren Reichtum verdankten. Sein Volk.

Im Winter fütterte und tränkte Tai sein kleines, zotteliges Pferd in dem Stall, der an seine Hütte anschloss. Wenn das Wetter sich wandelte und das Gras zurückkehrte, ließ er das Tier tagsüber draußen weiden. Es war ausgesprochen friedfertig und machte keine Anstalten davonzulaufen. Wohin auch?

Nach seinen Übungen bemühte Tai sich, Stille einkehren zu lassen. Sich von den Wirren des Lebens, von Ehrgeiz und dem Streben nach mehr zu lösen, um der Aufgabe, die er gewählt hatte, würdig zu sein.

Und dann machte er sich daran, die Toten zu begraben.

Seit seiner Ankunft hier hatte er nie versucht, kitanische von tagurischen Soldaten zu unterscheiden. Sie lagen durcheinander, verstreut oder aufgetürmt, nur mehr Schädel und weiße Knochen. Ihr Fleisch war längst oder – wenn es sich um Streiter des letzten Feldzugs handelte – erst unlängst zu Staub geworden, wilden Tieren oder Aasvögeln zum Opfer gefallen.

Dieser letzte Kampf war zu einem Triumph geworden, wenn auch zu einem teuer bezahlten: In einer einzigen Schlacht waren vierzigtausend Mann umgekommen, beinahe so viele Kitaner wie Taguren.

Tais Vater hatte als General in diesem Krieg gedient und war anschließend mit einem stolzen Titel geehrt worden: linker Kommandant des befriedeten Westens. Der Sohn des Himmels hatte ihn großzügig für den Sieg belohnt. Nach seiner Rückkehr in den Osten war Shen Gao zu einer Privataudienz in die Halle

des Glanzes im Ta-Ming-Palast geladen worden, hatte die purpurne Schärpe erhalten, anerkennenden Worten aus dem Mund des Kaisers gelauscht und aus seiner Hand ein Jadegeschenk entgegengenommen – nur von einem einzigen Mittelsmann übereicht.

Die Familie des Generals profitierte ohne Zweifel von dem, was sich an diesem See zugetragen hatte. Tais Mutter und seine Zweite Mutter hatten gemeinsam Weihrauch verbrannt und Kerzen entzündet, um den Ahnen und Göttern für ihre Gnade zu danken.

Bis zu General Shen Gaos Tod vor zwei Jahren war die Erinnerung an diese Schlacht jedoch nicht nur ein Quell des Stolzes, sondern auch des Leides gewesen und hatte ihn gezeichnet.

Zu viele Männer hatten im Kampf um einen See an der Grenze zum Nirgendwo ihr Leben gelassen, und letzten Endes fiel er keinem der beiden Reiche zu.

So wurde es anschließend in einem Vertrag geregelt, mittels komplizierter Abläufe und Rituale. Zum ersten Mal seit Menschengedenken erhielt der König der Taguren eine kitanische Prinzessin zur Frau.

Als Tai noch ein Knabe war, hatte er sich von der Zahl der Toten dieser Schlacht – *vierzigtausend* – keine Vorstellung machen können. Heute war das anders.

Der See und die Wiese lagen zwischen einsamen Zitadellen, wurden von beiden Reichen aus mehrere Tagesreisen währender Entfernung bewacht – im Süden von Tagur, im

Osten von Kitai. Jetzt herrschte hier stets Stille. Abgesehen vom Pfeifen des Windes, den Schreien der Vögel und den Geistern.

General Shen hatte nur seinen jüngeren Söhnen – nicht aber dem ältesten – von seinem Leid und der Schuld erzählt. Derlei Gefühle ziemten sich nicht für einen Mann seines Standes und konnten ihm als Verrat ausgelegt werden, als Leugnen der Weisheit des Kaisers, welcher im Auftrag des Himmels regierte, unfehlbar war, nicht fehlen konnte, denn sonst wären sein Thron und das Kaiserreich in Gefahr.

Und doch *waren* diese Gedanken geäußert worden – und nicht nur einmal –, nachdem Shen Gao sich auf das Familienanwesen am südlichen Wasserlauf nahe dem Wai zurückgezogen hatte. Üblicherweise nach einem ruhigen Tag und etwas Wein, während Blätter oder Lotusblüten von den Bäumen fielen und flussabwärts trieben. Und die Erinnerung an die Worte seines Vaters war der Hauptgrund dafür, dass sein zweitältester Sohn die Trauerzeit hier verbrachte anstatt zu Hause.

Gewiss könnte man behaupten, die stille Trauer des Generals sei falsch und unangebracht, diese Schlacht für die Verteidigung des Reiches notwendig gewesen. Man musste bedenken, dass die Kitaner nicht immer über die Taguren triumphiert hatten. Die Könige von Tagur, auf ihrem fernen, uneinnehmbaren Plateau, waren überaus ehrgeizig. Kuala Nor jenseits des Eisentorpasses – die einsamste Festung des gesamten Kaiserreichs – war hundertfünfzig Jahre lang immer

wieder umkämpft worden, und in dieser Zeit hatte es auf beiden Seiten Siege und Schandtaten gegeben.

»*Tausend Meilen fällt das Mondlicht, östlich von Eisentor*«, hatte Sima Zian, der Verbannte Unsterbliche, geschrieben. Das entsprach zwar nicht ganz der Wahrheit, doch jeder, der die Festung Eisentor einmal besucht hatte, wusste, was der Dichter meinte.

Und Tai befand sich mehrere Tagesritte westlich des Forts, jenseits dieses letzten Außenpostens des Kaiserreiches, bei den Toten: bei den Verlorenen, die des Nachts weinten, und den Knochen von mehr als hunderttausend Soldaten, die im fallenden Mondlicht oder unter der Sonne weiß schimmerten. Manchmal, wenn er in seinem Bett lag und die Berge im Dunkeln, stellte Tai fest, dass eine Stimme, die er kannte, schon seit einiger Zeit verstummt war. Dann wusste er, dass er die zugehörigen Knochen zur Ruhe gebettet hatte.

Aber es waren einfach zu viele. Es bestand keinerlei Hoffnung, je fertig zu werden: Das war eine Aufgabe für Götter, herabgestiegen aus den neun Himmeln, nicht für einen einzelnen Menschen. Aber wenn man nicht alles schaffen konnte, bedeutete das, dass man nichts geschafft hatte?

Seit zwei Jahren beantwortete Tai diese Frage nun schon auf seine Weise, im Andenken an seinen Vater, der ihn mit leiser Stimme um ein weiteres Glas Wein bat, während er dabei zusah, wie die großen, trägen Goldfische im Teich und die Blüten auf dem Wasser trieben.

Die Toten waren überall – selbst auf der Insel. Dort hatte es ein Fort gegeben, ein kleines, das jetzt in Trümmern lag. Tai hatte sich vorgestellt, wie sich die Kampfhandlungen dorthin verlagert hatten. Wie in Windeseile Boote auf dem kiesigen Ufergrund gezimmert wurden und die verzweifelten Verteidiger der einen oder anderen Armee – je nachdem um welches Jahr es sich handelte – in der Falle saßen und letzte Pfeile auf ihre unerbittlichen Gegner abfeuerten, die ihnen über den See den Tod brachten.

Bei seiner Ankunft vor zwei Jahren hatte Tai beschlossen, dort anzufangen, und war mit dem kleinen Boot, das er gefunden und repariert hatte, hinübergerudert. Das war im Frühling gewesen, und der See hatte den blauen Himmel und die Berge gespiegelt. Die Insel war ein festumrissenes Gebiet, klar begrenzt, die Aufgabe nicht ganz so überwältigend. Am Festland lagen die Toten von der Wiese bis tief hinein in die Kiefernwälder, so weit, wie Tai an einem langen Tag laufen konnte.

Etwas mehr als die Hälfte des Jahres konnte er unter diesem hohen, unerbittlichen Himmel graben und zerbrochene, verrostete Waffen zusammen mit den Knochen verscharren. Die Arbeit war furchtbar anstrengend. Tais Haut wurde ledrig, er bekam Muskeln und Schwielen und fiel abends, nachdem er Wasser über dem Feuer erhitzt und sich gewaschen hatte, erschöpft und mit Schmerzen ins Bett.

Von Spätherbst bis Anfang Frühling war der Boden gefroren, Tais Aufgabe unmöglich. Es konnte einem das Herz brechen,

wenn man versuchte, ein Grab zu schaufeln.

Im ersten Jahr fror der See zu, und für ein paar Wochen konnte Tai über das Eis auf die Insel laufen. Der zweite Winter war milder, ließ den See nicht gefrieren. Und so ruderte Tai, wann immer die Wellen und das Wetter es erlaubten, in Pelze gehüllt, mit Kapuze und Handschuhen, hinaus in die weiße, leere Stille, betrachtete die Wolken seines Atems – Zeichen seiner Sterblichkeit – und fühlte sich winzig inmitten der gewaltigen, feindseligen Weite, die ihn umgab. Mit einem Gebet überantwortete er die Toten dem dunklen Wasser, damit sie nicht länger verloren und verdammt auf dem windgepeitschten, kalten Ufer von Kuala Nor liegen mussten, zwischen wilden Tieren und fern der Heimat.

Der Krieg war nicht ohne Unterbrechungen gewesen. Das war er nie, nirgends, und vor allem nicht in einem so abgelegenen Talkessel, der den Bestrebungen und der Kriegslust von Königen und Kaisern zum Trotz für die Versorgungslinien beider Länder so schwer zugänglich war.

Aus diesem Grund gab es mehrere Hütten, errichtet von Fischern oder Hirten, die ihre Schafe und Ziegen auf den Wiesen weiden ließen, wenn hier nicht gerade Soldaten den Tod fanden. Die meisten dieser Hütten waren zerstört, ein paar jedoch hatten überdauert, und in einer davon lebte Tai. Sie war rund hundert Jahre alt und grenzte im Norden an einen mit Kiefern bewaldeten Hang, der sie vor den schlimmsten Stürmen schützte. Bei seiner Ankunft hatte Tai sie so gut wie

möglich instandgesetzt: das Dach, die Tür- und Fensterrahmen, die Läden sowie den steinernen Kamin.

Und dann hatte er Hilfe bekommen, unerwartet und ungefragt. Das Leben konnte mit Gift in einem juwelenbesetzten Kelch aufwarten oder mit überraschenden Geschenken. Manchmal ließ sich unmöglich sagen, um welches von beiden es sich handelte. Ein Bekannter von Tai hatte ein Gedicht geschrieben, das sich mit dieser Frage befasste.

Jetzt lag Tai wach, in einer Frühlingsnacht. Draußen schien der Vollmond, was bedeutete, dass morgen am späten Vormittag die Taguren erscheinen würden, ein halbes Dutzend von ihnen mit einem Ochsenkarren voller Vorräte. Sie kamen über einen Hang im Süden und folgten dem flachen Seeufer zu Tais Hütte. Seine eigenen Leute trafen jeden Morgen nach Neumond ein – aus dem Osten, durch die Schlucht, die von Eisentor herführte.

Nach Tais Auftauchen in Kuala Nor hatte es eine Weile gedauert, bis man sich auf eine Vorgehensweise geeinigt hatte, die es beiden Völkern erlaubte, Tai aufzusuchen, ohne den anderen zu begegnen. Tai wollte nicht, dass aufgrund seiner Anwesenheit Männer starben. Zwar herrschte Frieden, besiegelt mit Gaben und einer Prinzessin, doch erinnerten sich junge, streitbare Soldaten nicht immer an derlei Tatsachen, wenn sie an entlegenen Orten aufeinandertrafen – und junge Männer konnten Kriege auslösen.

Die Besatzungen beider Festungen behandelten Tai wie einen heiligen Einsiedler oder einen Narren, der freiwillig

unter Geistern lebte. Sie führten einen stillen, fast schon komischen Krieg gegeneinander, in dem sie versuchten, sich gegenseitig mit ihren Geschenken und ihrer Hilfe zu übertrumpfen.

Tais eigene Leute hatten seine Hütte im ersten Sommer mit einem Fußboden ausgestattet und eigens dafür zurechtgeschnittene und abgeschliffene Bretter angekarrt. Die Taguren hatten die Reparatur des Kamins übernommen. Aus Eisentor kamen (auf Tais Bitte hin) Tinte, Schreibfedern und Papier, Wein traf zunächst aus dem Süden ein. Die Kommandanten beider Festungen hießen ihre Männer bei jedem Besuch Holz hacken. Als Bettzeug und Kleidung hatte man Tai Winterpelze und Schafsfelle gebracht. Im ersten Herbst kam eine Ziege zum Melken dazu, es folgte eine weitere von der gegnerischen Seite, außerdem eine exzentrische, aber ausgesprochen warme tagurische Mütze mit Ohrenklappen und Schnüren zum Zusammenbinden. Die Eisentor-Soldaten hatten einen kleinen Schuppen für sein kleines Pferd gebaut.

Tai hatte versucht, dem Inhalt zu gebieten, war jedoch nur auf taube Ohren gestoßen, bis er schließlich begriffen hatte: Es ging weder darum, einem Verrückten einen Gefallen zu tun, noch allein darum, der gegnerischen Seite den Rang abzulaufen. Je weniger Zeit Tai aufwenden musste, um Essen zu beschaffen, Feuerholz zu machen und seine Hütte instandzuhalten, desto länger konnte er sich seiner Aufgabe widmen. Einer Aufgabe, die vor ihm noch niemand auf sich genommen hatte und die – sobald sie den Grund für seine

Anmerkung des Autors

Meine Lektoren baten mich, über *Im Schatten des Himmels*, das ja von Chinas Tang-Dynastie inspiriert wurde, ein bisschen von meinem in langen Jahren eingeübten Schreibprozess und meine Herangehensweise an die Geschichte zu berichten. Wenn sie etwas für sinnvoll erachten, ist es das für gewöhnlich auch, deshalb komme ich ihrer Bitte gerne nach.

Die häufigste Frage, die man als Autor hört, ist wohl: »Woher nehmen Sie Ihre Ideen?« Fast genauso häufig wurde ich jedoch in den letzten zehn Jahren gefragt: »Wieso behandeln Sie historische Themen als Fantasy?«

Rezäsenten, Akademiker und das Lesepublikum aus aller Welt denken dasselbe: Wieso nicht gleich ein historischer Roman?

Eine halbwegs ausführliche Antwort darauf bedarf eines Essays oder sogar einer Rede, beides habe ich in der Vergangenheit bereits geliefert. Schauen Sie einfach auf <http://brightweavings.ca/ggk/siteessays/> nach, dann wissen Sie, was ich meine. In einer knappen Nachbemerkung kann ich nur ein paar Punkte ansprechen.

Mir gefällt es nicht, wenn echte Biographien als Mittel genutzt werden, um Mutmaßungen und Verzerrungen des

Autors abzubilden. Ich halte Äußerungen wie »Es ist doch nur ein Roman!« oder eine entsprechende Entschuldigung oder Erklärung im Nachwort nicht für ausreichend, um sich damit jeder Verantwortung zu entziehen. Themen wie Ethik und Privatsphäre gelten auch für die Literatur. Das sage ich schon seit vielen Jahren, und es ist mir ein großer Trost, dass sich mir neuerdings Schriftsteller wie A.S. Byatt und Anthony Beevor an die Seite stellen und ähnlich argumentieren.

Ich ziehe es vor, mit Figuren zu arbeiten, die von einem El Cid oder Justinian II. oder dem großen Tang-Dichter Li Bai inspiriert sind, statt vorzugeben, ich hätte Zugang zu den Gedanken und Gefühlen des wirklichen Menschen oder würde den Lesern ein gültiges Abbild dieser Person liefern, um ihren Bekanntheitsgrad zu meinem eigenen Vorteil zu nutzen. Die Geschichte vor einem abgewandelten Hintergrund zu »spinnen«, mit Figuren, die historischen Persönlichkeiten nachempfunden wurden, hat etwas kreativ Befreiendes und ist noch dazu ein ethisch vertretbarer Ansatz.

Befreiend? Absolut. Vergessen Sie nicht, wie sehr ich mir wünsche, dass Sie bis zwei Uhr nachts lesen (oder sogar noch länger). Das ist immer mein Ziel. Bedenken Sie also: Wenn ich die Handlung eines Romans in der Provence der Minnesänger und der höfischen Liebe (*Ein Lied für Arbonne*) ansiedle, dann weiß ein Leser, der thematisch mit dieser Zeit und diesem Ort vertraut ist, trotzdem nicht, was in meinem Roman geschehen wird ... Dafür habe ich gesorgt, indem mein erdachtes Arbonne dem Vorbild der Provence eben nur ähnlich ist und ich mir so

das Recht vorbehielt, Ereignisse zum Teil dramatisch zu verändern. Genau das ist es, was die Kraft und Spannung der Erzählung ausmacht und uns, nachdem wir ein Buch zu Ende gelesen haben, veranlasst, über unsere eigene Geschichte zu reflektieren und uns zu fragen, was anders verlaufen wäre, wenn manche Ereignisse zu anderen Ergebnissen geführt hätten. Die Vergangenheit öffnet sich der Phantasie. »Was wäre wenn?« ist weit mehr als nur ein Spiel; es ermöglicht uns, darüber nachzudenken, wo wir stehen und wie wir hierhergelangt sind ... und das ist ein wichtiger Aspekt meiner Arbeit.

Es fasziniert mich, wie sehr Volksmärchen und Fantasy sich die Ursprünge der Erzählkunst zunutze machen. Für mich grenzt es an ein Paradox, dass wir dem Leser eine Geschichte dadurch, dass wir sie im Phantastischen ansiedeln, näherbringen können als ohne diesen Kniff. Und das ist weit mehr als Wirklichkeitsflucht. Wenn wir das Märchen von der einzigen Tochter eines Fischers lesen (oder dem dritten Sohn des Holzfällers), dann werden wir zu dieser Figur. So will es der Pulsschlag, der dieser Geschichte zugrunde liegt. Wer seine Leser durch das Prisma des Phantastischen in die Vergangenheit schauen lässt und seine Arbeit gut macht, besiegt so verfremdende Elemente. Die Erzählung wird dann nicht mehr als spezifisch für eine bestimmte Zeit, einen bestimmten Ort gelesen; sie wird auf interessante und kraftvolle Art allgemeingültig. Als ich *Tigana* schrieb, in dem gezeigt wird, wie Gewaltherrschaft versucht, die Identität der

von ihr unterdrückten Völker auszulöschen, hat die Ansiedlung im Phantastischen genau das bewirkt: Ich werde von Lesern von Korea bis Polen, von Kroatien bis Quebec gefragt: »Handelt dieses Buch von uns?«

Ja, handelt es. Von Ihnen allen. Das ist ja genau der springende Punkt. Das Phantastische ist ein Werkzeug, das sich in der Waffenkammer eines jeden Schriftsteller findet. Es ist so gefährlich wie jede andere Waffe, und jedes Werkzeug, das uns zur Verfügung steht, setzen wir zum Nutzen des Lesers ein.

Ich hoffe, dass *Im Schatten des Himmels* das Vergnügen bietet, in eine andere Welt mit ihren Figuren abzutauchen, aber genauso Denkanstöße für die Zeit liefert, die anbricht, wenn die letzte Seite gelesen wurde. Und ich glaube fest daran, dass mein Umgang mit dieser Geschichte beides unterstützt.

Aber schlussendlich muss das, bei jedem Schriftsteller, das Publikum entscheiden. Wir legen unsere Arbeit in Ihre Hände und warten auf Ihre Rückmeldung.